

**Zeitschrift:** Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung  
**Band:** 3 (1928)  
**Heft:** 15  
  
**Artikel:** Der Patrouillengang  
**Autor:** Wuest, H.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-710657>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 23.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Der Patrouillengang.

Diese Geschichte ist vor einem Jahrzehnt einem über das grosse Wasser herbeigeeilten Kameraden entweder tatsächlich oder als Folge einer vorausgegangenen Gemütsbewegung begegnet und berührt eine damals viel begangene Gegend.

«Ja,» sagte Freund Burger, als wir zusammen die Belchensüdstrasse hinanstiegen, an welcher wir vor einem Dutzend Jahren geschafft hatten, «es sind mir schon viele merkwürdige Dinge passiert, aber keines hat mir so viel zu denken gegeben, wie ein nächtlicher Patrouillengang von Binningen durch den Wald der Grenze entlang nach Benken. Ziemlich genau heute vor zehn Jahren, am 17. April 1917. Ich erinnere mich dieser Einzelheit, denn die Geschichte hat mich einige Monate gesunden Schlafes gekostet und die wenigen, denen ich sie damals erzählte, haben mich ausgelacht. Heute, da wir den ganzen Tag den Spuren unserer vierjährigen Kriegsfahrten nachgegangen sind, drängt sie wieder mit Macht nach oben und so wie ich dich kenne, wirst du nicht lachen.» Wir setzten uns auf eine Steinplatte am Strassenbord, über der Waldkuppe des Allerheiligenberges stand eine blauschwarze Wolkenwand, in der die sinkende Sonne ein wechselndes Farbenspiel erzeugte, und Burger begann:

«Es war, wie gesagt, am 17. April vor zehn Jahren. Das Bataillon lag seit 14 Tagen in Binningen. Seit ebenso lang schwirrten Grüchte von einem bevorstehenden Einfall der Franzosen durch den Jura herum. Besonders der Abschnitt um den Rämél herum sollte gefährdet sein. Fast jede Nacht liefen Patrouillen in der Richtung gegen die Landskron. Die eingehenden Meldungen lauteten zusehends beunruhigender. Dass es sich um ein Deckungsmanöver handelte, konnte man damals noch nicht wissen. Schliesslich erging der Befehl, dass die Grenze von der Höhe südlich des Dorfes durch den Wald über das Oserdenkmal bis Benken jede Nacht durch einen Offizier zu begehen sei. Alle vorliegenden Meldungen der Posten und allfälliger Patrouillen seien zu sammeln, zu sichten und sofort weiterzugeben. Für mich war der Abgang auf 10 Uhr 30 festgesetzt. In jener Nacht muss der Teufel los gewesen sein. Gerade als ich fortgehen wollte, brachte man vom Wald her einen schwer verletzten Unteroffizier meines Postens. Er war bei einem Sprung über einen Graben in das aufgepflanzte Bajonett gefallen. Schwerer Stich unter dem Schulterblatt; ob die Lunge verletzt war, würde sich bald zeigen. Durch die Bäume am Weg sauste der Föhnsturm, der Himmel aber war fast klar und die Nacht hell, einige Tage vor Vollmond. Auf dem wohlbekanntem Terrain schritt ich rüstig aus an einem Neubau vorbei. Hinter einem Haufen Ziegelsteinen erhob sich ein schmutzigräuer Hund, schielte mich mit gesenktem Kopf schief an, wackelte mit den Ohren und trottete langsam hinter mir her. Stand ich still, hielt er auch an. suchte ich ihn zu verjagen, legte er sich auf den Boden als ob er mich anspringen wollte und knurrte heiser. Schliesslich liess ich ihn gewähren. Im Wald kam er mir aus den Augen. Als ich aber die Wiese durchkreuzte, die ihre Spitze gegen den ersten Grenzstein von Neuwiler her richtet, war er plötzlich wieder da. Fünfzig Meter schräg vorwärts. Bald nachher begegnete ich auch der ersten Patrouille von zwei Mann. Sie kamen von Schönenbuch und meldeten, dass man in der Richtung von Wenzweiler fortwährend Raketen steigen sehe. Später wunderte ich mich, dass keiner der beiden von dem Hunde irgend welche Notiz nahm.

Der Weg ging nun längere Zeit der Grenze entlang. In kurzen Abständen folgten sich die Grenzsteine, worunter ein kleiner magerer mit der Jahrzahl 1726 und dem Wappen des Bistums Basel. Ich sah dies jetzt zwar nicht, aber den Stein kannte ich von früher her. Ich lehnte mich daran und schaute umher. Vom Hund war wieder nichts zu sehen. Weit unten am Wege nach Oberwil sah ich eben zwei Schatten am Waldrand verschwinden, wohl die beiden Füsiliere. Durch den Wald aber fuhr von Zeit zu Zeit ein Windstoss, dass es heulte wie von Fabriksirenen und Tannzapfen und dürre Aeste herunterpurzelten. Der Weg führte nun als schmaler Indianerpfad durch den Hochwald, man fühlte ihn mehr als man ihn sah. Da wo er sich steil gegen Biel hinunterneigt, ein zweiter Arm rechtwinklig der Grenze folgt, ein dritter gegen Oberwil sich richtet, lag der helle Mondschein auf der Kreuzung. Ich folgte dem Arm rechts und als ich nach einiger Zeit zurückblickte, erhob sich neben dem Grenzstein eben mein Hund und schlich mit gesenktem Kopf hinter mir her. Dem Weg entlang reihten sich wieder die Grenzsteine, bis er bei einer grossen Tanne, an der eine weisse Tafel hing, linkswinklig abbog und durch Jungtannen sich zum Denkmal hinuntersenkte. Mir wars im ungewissen Lichte, als ob sich ein Schatten von der Tanne löste und die Schneise hinabglitt. Wo diese sich wieder eben fortsetzte, lag ein kleiner Tümpel und fünfzig Meter weiter links ein freier Platz im hellen Mondlicht. Mitten auf diesem Platz aber stand ein Mann in langem Rock, an dem Metallknöpfe blinkten, und einem hohen Steifen Hut und sah nach mir hin. Neben ihm lag der graue Hund und warf den Schwanz hin und her. Mir lief es kalt den Rücken hinunter, ich blieb stehen und schaute hinweg. Als ich wieder hinsah, war der Hund verschwunden, aber neben dem Mann stand eine alte Frau in weitem Rock, eine Art Halstuch über der Schulter, eine flache Haube auf dem Kopf, die magern Arme vom Ellbogen an bloss. Dieses Weib zeigte mit der rechten Hand auf mich und blickte den Mann eindringlich an. Dieser nickte mehrmals. Das Gesicht des Mannes konnte ich nicht deutlich erkennen, denn es lag im Schatten, das Profil des Weibes aber und das Fleisch des erhobenen Armes leuchteten im Mondschein wie faules Holz.

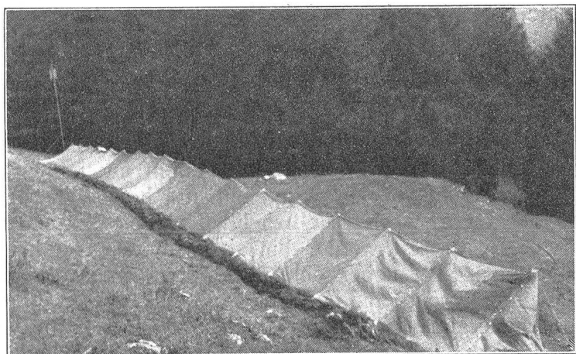
Mir ward recht merkwürdig im Kopf und in den Beinen begann es zu kribbeln. Dann aber griff ich langsam auf den Rücken, wo die Pistole hing, öffnete das Futteral und zog sie hinaus. Als ich die Rillen des Griffes zwischen den Fingern fühlte, hatte ich auch meine Ruhe wieder. Ich wusste, dass ich nicht träumte. Die beiden Gestalten hatte ich keinen Augenblick aus den Augen verloren. Noch immer zeigte das Weib auf mich, den knochigen Mund sah ich lautlos auf und nieder gehen. Die Waffe in der rechten Faust, den Stock in der linken, ging ich langsam gegen die beiden vor. Was ich wollte, wusste ich selbst nicht, mir kam es vor, als hätte ich mich gegen jemand zu verteidigen, der mir ans Leben wollte. Noch monatelang habe ich mich oft im Traum gesehen, Schritt um Schritt vortappend und auf der Waldlichtung, hell vom Mond beleuchtet, der gestikulierende Höllenspuk.

Noch etwa zwanzig Schritte mochte ich von diesem entfernt sein, als ich mit einem Fuss in ein Loch geriet und auf die Knie fiel. Gleichzeitig ertönte ein Schuss aus meiner Pistole, ich musste sie wohl beim Herausnehmen entsichert haben. Ein merkwürdiges Gefühl spürte ich beim Sturz, als ob ein grosses Tier mir zwischen den Beinen hindurchschösse. Ich sprang augenblicklich wieder auf die Füsse und riss die Pistole in

Anschlag. Ich zielte ins Leere. Der Platz lag vollständig frei vor mir. Nur am Boden huschte es noch einigemal hin und her wie oben bei der Tanne. Dann verschwand auch dies und ein mächtiger Windstoss schüttelte im weiten Umkreis die Bäume.

Ich stand wie vor den Kopf geschlagen. Einbildung oder Wirklichkeit? Doch nein, ich hatte nicht geträumt. Allzu klar lag noch jede Einzelheit vor meinen Augen. Dort bei der Brücke neben dem Tümpel sah ich zuerst den Mann mit dem Hund, nach einigen Schritten den Mann und das Weib ohne den Hund. Dort bei dem Reishaufen hatte ich die Pistole gezogen und war auf den Spuk losgegangen. Unten im Tal schlug knarrend und misstönend eine Kirchenglocke. Ich sah nach: Es war 12 Uhr 15 Minuten. Der Mond stand rechts neben dem Rämelspitz. Die Landskron war einen ungeheuren Schatten ins Tal hinunter. Alles so, wie ich es oft gesehen, nichts Uebernatürliches dabei. Ich stieg hinab. Als ich zwei Stunden später im Quartier ankam, meldete man mir, dass der schwer verletzte Unteroffizier zehn Minuten nach Mitternacht gestorben sei. Kurz vorher habe er noch dringend nach mir verlangt, er habe mir noch eine Meldung zu machen. —

H. Wuest.



Zeltbivouak.

(Fridli, Zürich.)

## Die Verteidiger des Kirchhofs zu Hallau. 4. April 1499.

### Verteidigung wider zwanzigfache Uebermacht.

Im Kriege zwischen dem Deutschen Reich und den Eidgenossen hatte sich der Bischof von Konstanz schon bald nach Beginn desselben auf die Seite ihrer Feinde gestellt. Er übergab diesen am 10. März 1499 sein Schloss Gottlieben. Die Eidgenossen wandten daher ihre Waffen auch gegen die dem Bischof gehörenden Ortschaften Hallau und Neunkirch im Klettgau. Bereits im März waren 1500 Mann aus Bülach, Eglisau, Kaiserstuhl und Schaffhausen unter Hauptmann Ulrich Zurkirchen aus Zürich in den Klettgau eingerückt, um den wiederholten Einfällen von Truppen des schwäbischen Bundes ein Ziel zu setzen. Umsonst wurden die Hallauer vom Bruder des Bischofs, Albrecht von Landenberg, aufgefordert, mit Habe und Gut nach Neunkirch umzusiedeln, wo sie vom schwäbischen Bund besser beschützt werden könnten. Beide Orte waren eidgenössisch gesinnt; die Hallauer baten die Eidgenossen um Schutz, denn «als Eidgenossen wollte sie ersterben». Eine Abteilung Eidgenossen marschierte nach Hallau, wo sie am 21. März mit Jubel empfangen wurde. Am folgenden Tage huldigte auch Neunkirch den Eid-

genossen. Beide Orte mussten «inen und allen Eidgenossen» schwören, «derselben nutz und ere zu fürderen, Stadt, Schloss und Dorf genannter Eidgenossenschaft und ihren Zugewandten «fry und offen ze halten und hierin Ir best's und wägest ze tuon.» Die Zürcher legten nach Hallau 50 Mann, nach Neunkirch 100 Mann als «zuosatz» und zogen darauf nach Hause. Die Abwesenheit des eidgenössischen Auszuges wollten die Hauptleute des schwäbischen Bundes dazu benützen, ihnen die beiden Orte wieder abzunehmen. In Waldshut sammelten sich gegen 6000 Mann zu Fuss und 300 Reitere unter dem Grafen Wolfgang von Fürstenberg, dem obersten Leiter der Streitkräfte des schwäbischen Bundes; ein zweiter Haufen, geführt vom Grafen Sigmund von Lupfen hatte Stüblingen als Sammelplatz. Dieser feindlichen Stärke standen in Hallau 200 Bürger und die 50 Zuzüger gegenüber. Als fester Punkt diente in Hallau einzig der Kirchhof bei der unteren Kirche, am Fuss des Hallauer Berges, der als solcher mit dicken Mauern und vier kleinen Eck- und Tortürmchen versehen war.

Da die Hallauer durch Später erfahren hatten, dass sie angegriffen werden sollten, flüchteten sie ihre beste Habe auf den Kirchhof und rüsteten sich zur Verteidigung. Sie benachrichtigten den Rat von Schaffhausen und den Zürcher Landvogt Jakob Tyg zu Eglisau von der drohenden Gefahr. Am Morgen des 4. April rückten beide feindliche Heerhaufen gegen Hallau zum Angriff von zwei Seiten an. Neunkirch wurde von Hallau abgeschnitten. Die Feinde begannen zu plündern, und schon um 7 Uhr früh stand Ober-Hallau in Brand. Fechtend zog sich die aus Zürichern und einigen Schaffhausern bestehende Besetzung mit der Mannschaft von Unterhallau auf den Kirchhof zurück und besetzte auch den Kirchturm. Aber die Hallauer mochten dem Plündern und Brennen nicht in sicherer Deckung zusehen. Da ein Teil der Feinde von oben herab drängte, so liefen etwa 100 Mann der Besetzung «über die aecker den berg uf, mit den ersechenen vienden ze scharmützen.» Unterdessen warf sich eine Abteilung feindlicher Reiterei und Fussvolk zwischen sie und den Kirchhof und «lies sich durch die hohen Stras (Hohlweg) herab» und «trungend gäh auf sie», in der Absicht, den ausgefallenen Eidgenossen den Rückzug nach dem Kirchhof abzuschneiden und ihnen den Entsatz zu verwehren. Die kleine Schar schlug sich mit grosser Tapferkeit durch die Feinde hindurch, unterstützt von den Ihrigen, denn «do schussend die uss dem Kilchturm warnung und ouch uf den huffen, so d'Eidgnössischen knecht wolt hinderziehen.» So erreichten sie «mit hartem Kampf» den Kirchhof. Nunmehr sammelte sich die ganze Macht der Feinde um den Kirchhof. Die Belagerten setzten den Angreifern «mit schiessen und werfen» so heftig zu, dass diese erstaunt über so kühne Gegenwehr, es nicht wagten, zum Sturm anzusetzen, obschon sie doch Leitern bei sich hatten, denn keiner wollte bei der «Eskalade» zuvorderst sein. Dietrich von Blumeneegg, einer der Hauptleute des Kriegszuges, sagte später zur Entschuldigung seiner Schwäche: «Die wirttembergischen Knechte wollten nit stürmen die Kirche, also wolt ich die Minen auch nit daran führen.» So begnügten sich die Feinde damit, die Kirche zu beschiessen, aber ohne grossen Schaden anzurichten. Mit der Not wuchs der Mut der Belagerten. Der grössere Teil derselben machte «mit strenger Arbeit und redlicher Manheit» einen neuen Ausfall, durch den die Feinde mit grosser Gewalt in das Tal hinuntergedrängt wurden. Inzwischen war auf das Hilfsgesuch der Hallauer den Klettgau hinauf bis nach Schaffhausen der Landsturm ergangen. Auf Befehl des